



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

1.

S. Wiese. — Bauer's Literaturzeitung und Culturgeschichte. — Reichard's Bürgerthum. — Döring. — Ein Bild für die schlesischen Weber.

Die pensionären dreihundert Thaler-Seelen werden allem Vermuthen nach binnen Kurzem einen Zuwachs erhalten. Wer erinnert sich wohl noch eines Poeten, der vor Jahren zuweilen in Taschenbüchern mit Liebesseufzern auftauchte, Balladen sang und alte Mären neu aufstufte: des Herrn Sigismund Wiese? Der Mann hat das Thor seines Herzens geöffnet und — zwei Dramen auf einmal herausgelassen, „Jesus“, ein Stück, welches vierhundert sieben und siebenzig Seiten groß Octav umfaßt, und „Moses“. Ich habe K. Gukow stark im Verdacht, daß er diese beiden Werke durch eine Nachfrage nach Herrn Wiese im Telegraphen veranlaßte. Wenn das der Fall wäre, so hätte sich Gukow nicht geringen Dank verdient, weniger zwar beim Publicum, als bei dem Verfasser selbst. Dieß nämlich ist beim Könige um Ertheilung der dreihundert Thaler-Pension für den Dichter eingekommen, und es steht vielleicht zu erwarten, daß bald eine dieser großartigen Schöpfungen auf die Bühne gebracht werde. Beide sind streng mit historischer Treue nach den Ueberlieferungen gearbeitet, wahre „Leben, Thaten und Himmelfahrten“. Ich kann nicht umhin, Ihnen eine kurze Probe daraus mitzutheilen, und zwar aus dem ersten Acte des „Jesus“. Die Scene ist das Innere der Höhle (wie schauerlich!) nahe bei Bethlehem. Das Jesuskind in der Krippe. Maria lehnt über dem Kinde. Joseph tritt ein.

Joseph. Maria! (sie hört ihn nicht.) O mir ziemte, hinzuknieen,
Zu beten bei dem Anblick dieser Liebe,
Die süß das herrliche Geschöpf verküßt.
In ihrem Kinde lebt die schöne Mutter.

Doch muß ich, muß sie stören . . .
 Maria! (sie erhebt sich) Sammle Dich, sei doch Du selbst,
 Dein Blick erzählt, Du seist nicht gegenwärtig,
 Nicht wende Dich dem Kinde wieder zu,
 Mich siehe an. Wie ist Dir?

Maria. Aeußerst wohl.

Joseph. Das freut mich. u. s. w.

Sie sehen, wie sehr dies zeitgemäße Werk die Auszeichnung verdient, die ihm Tielz möchte zukommen lassen, und die baldige allerhöchste Anerkennung dürfte demnach wohl außer Zweifel sein.

Von literarischen Novitäten erwähne ich das fünfte Heft von Bauer's Literaturzeitung, das so eben ausgegeben wurde. Es enthält viel Schwaches und Unbedeutendes, und ist am wenigsten geeignet, die sinkende Theilnahme für das Ganze neu zu beleben. Polemik gegen die Halle'schen Jahrbücher, wohlgefällige Selbsterhebung auf jeder Seite, namentlich in der sogenannten Zürcher (?) Correspondenz bis zur Widerwärtigkeit gesteigert, — welchem Publicum traut man solche Kost zu? Die Erzählung von den „drei Biedermännern“ von Edgar B. ist ein Kokettiren mit Trivialität, welches durch den Mangel jeder geistreichen Würze nur Ekel erzeugen kann. Auch ein Aufsatz über die Freudenmädchen ist stumpf, ohne Interesse gehalten. In der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Bruno B., die bekanntlich etwas zerstückelt aus den Händen der Polizei gekommen ist, findet sich ein reiches Material, das jedoch keineswegs gehörig verarbeitet ist. Die historische Einleitung ist ungenügend zum Verständnis für einen nicht ganz kundigen Leser, in den übrigen Theilen erkennt man viel Studium und Gründlichkeit. Am hervorstechendsten darin ist gewiß das Capitel über Edelman. Ein anderes Werk, welches ebenfalls lange dem Obergensurgericht vorgelegen, ist Karl Reichard's „Preussisches Bürgerthum“. Der Verfasser, ein „Mann aus dem Volke“, spricht aus eigener Anschauung mit einem oft peinlichen Ringen nach Form, und ohne selbst ein klares Resultat zu gewinnen, doch ist das Werk als kritischer Nachweis von Interesse. Von einem Roman von Woeniger: „Zigeuner und Edelleute“ ein ander Mal Näheres.

Im Schauspielhaus sahen wir Döring in zwei neuen Rollen, als „Tartüffe“ in dem Meisterwerke Molière's, und als „Richelieu“ in einem Drama Bulwer's. Ueber das Erste in Bezug auf Inhalt etwas sagen zu wollen, wäre unnütz; nur die Darstellung, die ich eine zeitgemäße nenne, bedarf einiger Erwähnung. Döring zeigte sich hier ganz, wie er ist: ohne Studium. Die Frömmelei geht nicht in geschminkten Wangen, derb und plump; sie ist feist und glatt, im „Schafspelz der Demuth“ den Hochmuth und die Schadenfreude bergend. In der Scene mit Ergon's Frau vermißte ich die lüsterne

Geschmeidigkeit; es war, als ob ein alter Roué seine Flamme zu erponiren suchte. Devrient gab den Ergon mit Geist und Wärme. Am ungenügendsten war Fr. v. Lavallade, welche aus der alten Hausmagd, die sich in Ansehung ihrer Dienste als Hausmöbel schon etwas herausnehmen kann, einen jungen, naseweisen Zieraffen machte. Einige Stellen, welche auf die Gegenwart Bezügliches enthielten, wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, z. B. wo Ergon von Tartüffe sagt: „Ich weiß, daß in seinem Land die Tartüffe's im Besitze der höchsten Stellen sind.“ Der König war nicht zugegen. Das zweite Stück „Richelieu“, welches in zehn Tagen einstudirt war, ging gestern Abend ohne Theilnahme über die Bühne. Es ist ein Werk ohne alle Charakteristik, voll Langweiligkeiten, abgedroschenen Novellenintriguen und Inconsequenzen. Döring allein hatte sich eine Rolle zurecht gelegt, eine dankbare Rolle, aus der sich etwas machen läßt, aus der er aber nicht besonders Viel gemacht hat. —

An den Schaufenstern hängt ein Bild des Königs, denselben in sitzender Stellung von der Rückseite zeigend, und darunter die Worte: Für die schlesischen Weber. Das ist keine Ironie!

Da fällt mir so eben im Hamburger Correspondenten ein Schreiben aus Magdeburg vom 23. April in die Augen, welches meine Skizzen über die Berliner Universität in den Grenzboten kauft. Es kommt mir nicht in den Sinn, mich hier in weitläufige Expositionen auszulassen, da ich Ihr Journal nicht zum Kampfsplatz persönlicher Interessen, natürlich am allerwenigsten gegen den Hamburger Correspondenten, machen kann; aber die Logik und der Ideengang jenes Schreibers ist von zu allgemeiner historischer Bedeutung, um ihnen nicht öffentliche Würdigung zutheilen zu müssen. Hören Sie nur! In der Einleitung werden die thörichten Klagen über Strenge der sächsischen Censur erwähnt, der Magdeburger tadelt dieselbe ebenfalls, jedoch als zu nachsichtig. „Man lese nur“, heißt es, „die Schilderung der Universitäten, die jetzt in den Grenzboten steht. Unter Berlin werden die gelehrtesten Universitätsprofessoren öffentlichem Gespötte (?) ja noch mehr preisgegeben.“ Was der Schreiber unter dem noch mehr (oder „mehrerm“?) versteht, ist mir unklar geblieben, es müßte denn seine eigene Besprechung im Hamburger Correspondenten sein. — Nach sehr unpatriotischem Hinweis auf Peel, Brougham, Guizot, heißt es weiter: „Was aber dagegen zu machen sei? Die Censur kann höchstens (?) persönliche Gemeinheiten streichen, verschärfen kann man sie nicht, Gehentlassen (?) taugt theilweise, wohl aber lohnt es der Mühe, bessere Blätter zu stiften und gesündere Kost zu bieten.“ — Herr Huber? Bei dieser Stelle dachte ich an die Novelle von der englischen Glanzwische, eine lange Geschichte, in welcher der Held zuletzt von Wilden erschlagen werden soll, als diese in seinen Schuhen ihre Porträts erblickten und ihn als großen Zauberer anbeten — Moral: diese

dauerhafte Schuhwische ist zu haben u. s. w. Aehnlich vermuthete ich hier eine Ankündigung des nächsten von Herrn Huber erscheinenden Journals „Janus“. Aber behüte! die Pointe ist weit großartiger und auf höchst schlaue, scharfsinnige Weise angeknüpft. „Sollte ein Krieg von Westen kommen, so denkt kein gesunder Mensch mehr an Grenzböten, sondern an Grenzfestungen, da heißt es: Für Gott, König, Vaterland, heimischen Herd, Geistesfreiheit! Dann kommt die echte Oeffentlichkeit mit der Mündlichkeit der bouches à feu, das Volk wird würdig repräsentirt sein, und wir werden so frei sein, die Feinde unter die Presse zu bringen.“ Was soll man mehr bewundern, die glückliche Wendung oder den Scharfblick des Schreibers? „Ein Krieg von Westen“ —. Der Osten natürlich erreicht auf eine viel bequemere Art sein Ziel und eine hohe Zuneigung und brüderliche Sympathie für ihn lassen keinen Krieg erwarten. Aber der Westen, der Westen! Ja, das ist's! da wird es wieder „Vaterland, Geistesfreiheit“ heißen, und die armen Grenzböten, die den Patriotismus in etwas Anderem, als dem Haß gegen den Westen suchen, werden dann nur von „Ungefunden“ gelesen werden. Daß das „Volk“ dann würdig repräsentirt wird, ist kein Zweifel, nur glaube ich, daß die „echte Oeffentlichkeit“, wie der Schreiber sie meint, bereits vorhanden, und nicht mehr zu befürchten, oder zu erwarten ist.

E. D. . . . fe.

2.

Unter den Linden. — Wichtige Pflastersteine. — Hyacinthen und Rossebänderger. — Gartenconcerte und Kirchhöfe. — Buhl und sein Gefängniß. — Die Bühne.

Im Mai.

Seit vierzehn Tagen geht hier das Gerücht, der Frühling sei da. Dies Gerücht erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die magere Kastanienallee, die man hier „unter den Linden“ nennt, wirkliche grüne Blätter aufweist. Die „Linden“, werden bald bloß ihren Namen historisch motiviren können. Kaum noch der dritte Theil dieser Allee besteht aus Linden. Die breite bürgerliche Kastanie hat die verdorrte aristokratische Linde ersetzt und man muß gestehen, daß ihr Schatten ein weit soliderer ist und sie ihre Aufgabe weit tüchtiger löst, als ihre verdrängte Vorgängerin. Der Platz unter den Linden ist überhaupt ein mannigfacher Chronometer für den Berliner. Wer eine Uhr in der Tasche trägt, geht täglich unter die Linden, um die „Akademie-Uhr“ zu befragen, wie weit er hinter der Zeit zurückgeblieben oder ihr vorgeeilt ist; wer an Rheumatismus leidet, geht unter die Linden, um das Thermometer bei dem Opticus Petit-Pierre, das delphische Orakel aller Flanelltragenden zu befragen, was er für Wetter zu befürchten, oder zu erhoffen habe! wer endlich neugierig ist, zu erfahren,

ob es Frühling oder Herbst ist, der geht unter die Linden, um die heiligen Bäume zu betrachten und das in Berlin seltene Schauspiel einer grünen Vegetation anzuschauen. Nur im Sommer, wenn das spitze Straßenpflaster sich ihm glühend in die Sohlen bohrt, weiß der Berliner in jeder Straße, welche Jahreszeit es ist. Das Straßenpflaster Berlins ist bekanntlich kein einheimisches Product, es muß, wie seine grünen Bäume und gelehrten Celebritäten aus der Ferne herbeigeschafft werden, und der Berliner kann sich rühmen, daß kein anderer Städter mit so kostbaren Steinen den Boden bedeckt hat, wie er. Hier ist jeder Pflasterstein ein Solitaire und wahrscheinlich, um sie gehörig bewundern zu können, sind diese Steine so weit von einander eingesetzt und so scharf zugeschliffen, wie der schneidendste Diamant. Berlin ist in Allem so spitzig und witzig, daß sogar der Boden diesen Charakter trägt und das Pflaster sich in spitzer Ironie über die Fußgänger moquirt! Glückliche Stadt, in der Alles Geist und Witz ist und in deren Nähe nichts Irdisches aufkommt, nicht einmal Pflastersteine! — Man hat oft geklagt über die Stiefmütterlichkeit, mit welcher die Natur dieses sandige Berlin behandelt hat, aber es ist charakteristisch, wie die Berliner das Bischen Vegetation, das ihnen die Natur hie und da gelassen, behandeln. Die Hyacinthe, die hübsche geschniegelte Blume, die unter ihren Schwestern wie eine Stadtdame sich ausnimmt, gedeiht in dem Sandboden Berlins vortrefflich. Die Gärtner vor den Thoren bepflanzen ganze Felder mit Hyacinthen, die in der Stadt viele Liebhaber und Käufer zählen. Ein Blumenbeet ist ein duftiges Stück Poesie und es ist leicht erklärlich, daß viele Menschen hinausströmen, um die blühenden Hyacinthenfelder zu besuchen. Aber die Blume ist es nicht, an deren Anblick man sich weiden will, sondern die Kunst des Gärtners. Ellenlange Anschlagzettel laden nämlich alljährlich das Publicum ein, das große Tableau zu besehen, welches in diesem oder jenem Garten aus Hyacinthen gepflanzt wurde. Bald ist es ein großes Schlachtgemälde, bald eine Reitergruppe, welche so ausgeführt werden. Diesmal mußten die armen Blumen sich dazu hergeben, die beiden Rossabändiger darzustellen, welche der Kaiser von Rußland aus der Kanonengießerei von St. Petersburg dem König von Preußen zum Geschenke übersandte. So genießt der Berliner Geist die Natur. Ein anderes, wenn auch nicht ganz ähnliches Beispiel, wie man hier Alles zu vergeistigen versteht, ist folgendes. Ein Herr Gungl, ein Oesterreicher, hat hier ein großes Walzer-Orchester à la Strauss organisiert, welches in einem großen Gartensalon vor dem Potsdamer Thore nach Wiener Muster Concerte gibt. Ich ging dieser Tage hin, um einem solchen beizuwohnen. Das Entrée ist im Verhältniß zu ähnlichen Concerten in Wien sehr theuer; deshalb sind diese Vergnügungen auch nicht wie dort dem Unbemittelten wie dem Bemittelten zugänglich. Auf dem

Anschlagzettel fielen mir die Worte auf: unter gütiger Leitung des Herrn Musikdirectors J. Gungl. Warum „gütig“ — fragte ich Jemand — erhält der Mann keine Bezahlung? — Heute nicht, erhielt ich zur Antwort, das Concert findet zu einem wohlthätigen Zwecke statt. — Zu welchem? Zum Besten eines Zauns, welcher um einen Kirchhof gezogen werden soll! — Straußische Walzer zum Besten eines Kirchhofzauns! Bravo!

Der junge Publicist Buhl muß in der Stadtvogtei einen Artikel abbüßen, der in seinem „Patrioten“ erschienen und gegen die hiesige Postverwaltung gerichtet war. Eine solche Gefängnißstrafe hat mancherlei Unnehmlichkeiten. So z. B. dürfen die guten Bekannten nur zu einer bestimmten halben Stunde den Gefangenen besuchen. Um diesen Vortheil könnte man ihn beneiden. Zu den unangenehmsten Dingen gehört jedoch das Regime, daß um acht Uhr Abends alle Gefangenen zu Bette gehen müssen. Für einen Schriftsteller, der gewohnt ist, bis spät in die Nacht zu arbeiten, ist dies eine Grausamkeit und nun vollends im Monat Mai. Glücklicherweise hat Buhl unter seinen Gefängnißgenossen (er ist wegen Ueberfüllung der Stadtvogtei mit noch sieben Andern in ein und dasselbe Zimmer gebannt) seinen ehemaligen Copisten gefunden, der an der geheiligten Person eines Gensdarm durch etwelche Prügelung sich vergrißen hatte. Diesem dictirt er nun mancherlei schriftstellerische Arbeiten, worunter hauptsächlich eine Uebersetzung der „Geschichte der letzten zehn Jahre von Louis Blanc“ sich befindet. — Für die Ankunft der Kaiserin von Rußland werden große Vorbereitungen getroffen. Das Theater soll mit allen seinen Rekruten und Invaliden zu großen Probestücken sich vorbereiten. Unter Andern soll der Faust mit der Radziwill'schen Musik ganz aufgeführt werden, was ein Studium von zwei Monaten kosten wird. Zweiundzwanzig neue Decorationen sollen dazu gemalt werden. Herr von Küstner hat in einer Vorstellung an den König Gründe gegen dieses Project eingereicht. Das Theater wird hier mehr als eine Privatbühne des Hofes, denn als ein öffentliches Institut behandelt. Die mannigfachen Curiositäten, die von den Schauspielern auf hohen Befehl einstudirt werden müssen und wobei unverhältnißmäßige Zeit und Kosten in Anspruch genommen sind (wie durch die schwierige Darstellung des „gestiefelten Katers“, des „Richelieu“ u. s. w.) nehmen die Studien des Schauspielers bei jeder Gelegenheit für irgend einen Privatabend in Anspruch und unterbrechen den Gang des öffentlichen Theaters. Uebereilung, Collisionen sind dann die natürlich eintretenden Folgen, und die ohnehin sehr herabgekommene Bühne sinkt dadurch in der öffentlichen Gunst nur noch tiefer.

—n—

II.

Aus Wien.

Luftseisenbahn, Rothschild und die Nibelungen. — Vorträge im juridisch-politischen Leseverein. — Dingelstedt's Trauung. — Kopitar, pour le mérite als Slave. — Deinhardstein. —

Eine der interessantesten Novitäten unserer Residenz ist das dem Generalsecretär der Ferdinands-Nordbahn, Herrn Heinrich Sichrowsky, verliehene Privilegium, Wien mit Hizing durch eine atmosphärische Eisenbahn zu verbinden. Hizing ist bekanntlich der besuchteste unter den benachbarten Orten, da er dicht neben Schönbrunn liegt. Die Eisenbahn soll beim Kärnthner Thor angefangen, längs dem Flüschen Wien geführt werden und in Domeyers Casino — also mitten unter Strauß'schen Geigen — münden. „Der große Handelsmann aus Süden“ (und aus Norden und aus Osten und aus Westen), Rothschild, soll die Kosten vorläufig decken. Das Bedeutende dieser Eisenbahn ist, daß sie Vorbild einer größern, die über den Sommering führen soll, werden dürfte, nachdem der Architekt Sprenger einen vortheilhaften Bericht an den Hof gelangen ließ. Die größte Schwierigkeit, die sich der erwähnten Miniatur-Luftbahn entgegenstellte, war die Stadtfortification und die aufgehobene Möglichkeit, Jeden, der von dieser Seite die Linie Wiens passirt, wegen Contrebande zu untersuchen; was nebenbei vielleicht auch den Nibelungen passirte, wenn sie die Donau herab nach dem alten Pechlaren zogen; sie würden kaum ohne Paß in ihre alte Heimath reisen dürfen. Sie wissen vielleicht, daß Ritter von Spaun, landständischer Syndikus zu Linz, neuerdings dem Dichter des Nibelungenliedes einen original-österreichischen Geburtschein siegreich nachgewiesen hat. — Der Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge findet in allen Kreisen die lebhafteste Theilnahme und Unterstützung; wiewohl er sich der Zustimmung des Polizeipräsidenten nicht zu erfreuen hat, und vielleicht mit Recht, in so lange das österreichische Gefängnißwesen keine zeit- und vernunftgemäße Reorganisation erlebt. Unser Gefängnißwesen ist ganz dazu gemacht, den Verbrecher durch Unthätigkeit und böse Nachbarschaft zu demoralisiren. Die etwas langen und breiten Vorträge des Doctor Wirth, gehalten im juridisch-politischen Leseverein über das Gefängnißwesen Frankreichs, Englands und Amerikas, die unsere anerkanntesten Criminalrichter und Polizeibeamten mit anhörten, scheinen wenig Anklang gefunden, vielmehr das Verbot hervorgerufen zu haben gegen andere in dem Verein zu haltende Vorträge. So wurden z. B. Vorlesungen über Phrenologie, „als dem Materialismus zu sehr huldigend,“ untersagt. — Sie haben in der allgemeinen Zeitung die Neuigkeit gelesen, daß Hofrath Franz Dingelstedt sich mit der Sängerin Jenny

Luger vermählt hat (sie bringt ihm, nebst dem Silbergehalt ihrer Stimme, fl. 100,000 klingenden Silbers als Mitgift). Aber es stand nicht in der allgemeinen Zeitung, daß der orthodoxe Pfarrer bei St. Peter in der Stadt, unmittelbar vor der Trauung, der Braut es scharf zu Gemüthe führte, daß sie, eine Katholikin, einen Protestanten zu heirathen im Begriffe sei und sie sogar zum Rücktritt ermunterte; nichts destoweniger fand das gemischte Ehebündniß zwischen dem cosmopolitischen Nachwächter und der böhmischen Nachtigall statt. Das Benehmen des Pfarrers, der durch ähnliche Auftritte bereits bekannt ist, wurde sehr getadelt und vorzüglich als einem deutschen Journalisten gegenüber unklug bezeichnet!! — Um die durch den Tod des Hofraths Mosel erledigte Stelle bei der k. k. Hofbibliothek bewerben sich drei dramatische Dichter zugleich, nämlich Grillparzer, Deinhardstein und Halm, wahrscheinlich aber wird sie Herrn Kopitar zufallen, der als erster Custos die nächsten Ansprüche hat; demselben Gelehrten, der den Orden pour le mérite erhalten hat, nicht als Oesterreicher, sondern als Slave, wie es damals ausdrücklich hieß. — Deinhardstein's Gedichte, die so eben bei Dunker in Berlin erschienen sind, enthalten viel Geistreiches. Weniger glücklich fiel sein neues Lustspiel „Modestus“ aus, welches vor einigen Tagen zur Aufführung kam. Einen succès d'estime kann man ihm nicht absprechen; die hiesige Journalkritik windet sich, um mehr herauszuschlagen.

— — r.

III.

N o t i z e n.

Caroline Pichler. — Noch einmal die bayerische Revolution. — Paß und Laufpaß. — Exempel. — Herr Kuhl und seine Freunde. — Preussische Mohamedaner. — Heine und die Musiker.

— Die Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, von Caroline Pichler*), welche so eben erschienen sind, verdienen Berücksichtigung als eine in vielfachem Bezug interessante, ja gewichtige Erscheinung! Memoiren aus Oesterreich! Aus Oesterreich, wo vielleicht mehr als anderswo der Memoirenstoff angehäuft liegt und wo man doch diese fast gar nicht hat, zum großen Nachtheil der Literatur und des Lebens; denn ein Land ohne Memoiren ist wie ein Haus ohne Spiegel, es weiß Keiner recht, wie er sich ausnimmt, und das Ganze nimmt sich meist schlechter aus, als nöthig, weil eben jene Hilfe fehlt.

Caroline Pichler ist als eine ehrenwerthe, brave Frau, und als eine wohlbegabte edle Schriftstellerin anerkannt. Sie unternimmt es,

*) Wien. Vier Bändchen in 12.

die Denkwürdigkeiten ihres langen Lebens aufzuzeichnen und thut dies mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Zwar bietet ihr eigenes Leben keine romantischen Ereignisse dar, und sie selber hat auf ihre Zeitumgebung keinen durchdringenden Einfluß gehabt; aber ihre Lebenstage fallen in die Epoche heftiger Stürme und großer Wandlungen, von denen sie nicht unberührt bleibt, und so gibt sie uns ein treues Bild, wie die Geschichte Oesterreichs, von den Zeiten Maria Theresiens ab bis auf die neuesten, die französische Revolution und der deutsche literarische Umschwung sich im häuslichen Kreise einer gebildeten Wiener Familie des Mittelstandes abzeichnen, und welche Ansichten und Gesinnungen hier jenen Weltbegebenheiten begegnen.

Besonders merkwürdig und dankenswerth dünkt uns Alles, was gleich zu Anfang aus der nächsten Umgebung Maria Theresiens mitgetheilt wird! die große Fürstin, deren ausführliche Regierungsgeschichte und Biographie noch immer zu wünschen bleibt, erscheint in den eigenthümlichen Zügen, die hier von ihr erzählt werden, ungemein vortheilhaft und so charakteristisch, daß wir gleichsam ihre persönliche Bekanntschaft machen. Auch über Kaiser Joseph empfangen wir manche Nachricht, die wir mit Eifer seinem historischem Bild eintragen. In der späteren Zeit kommen die scharfen Züge seltener vor, es verschwimmt Alles in allgemeiner wohlwollender Bezeichnung. Caroline Pichler ist eine eifrige Oesterreicherin und getreue Unterthanin, die sich dabei in der Sphäre ihres Geschlechts und ihres Standes hält, und über die Staats- und höchste Gesellschaftswelt nur insofern urtheilt, als diese in ihre Sphäre hineinfällt oder spielt. Dies geschieht indeß oft genug, und wir sehen eine große Zahl bedeutender Personen an uns vorüberziehen, z. B. Sonnenfels, Frau von Staël, beide Schlegel, Dorothea von Schlegel, Adam Müller, Steigentesch, Hormayr und viele Andere.

Die Verfasserin schrieb im hohen Alter, ohne Leidenschaft, mit sittlichem Ernst und freundlicher Milde. Sie möchte untr's Himmels willen Niemand verletzen, sie gedenkt mit Vorliebe des Guten, das sie wahrgenommen hat, sie wendet sich vom dem Schlechten ab. Wir ehren diese Gesinnung, wenn schon dabei die Gefahr nahe liegt, in das Beschränkte, Philisterrhafte zu gerathen. Auch ist sich die Verfasserin dieser Gesinnung etwas zu sehr bewußt und gefällt sich in ihr, im Gegensatz zu denjenigen Personen, die nicht so sind wie sie. Deswegen können wir uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, wenn bisweilen, bei dem Stolz auf ein so gemäßigtes, ordentliches, gegen allen Tadel gesichertes Verfahren, die Schärfe und der Unmuth doch hervorbrechen und sich Luft machen, wo man es am wenigsten vermuthet. So kommt es wohl vor, daß noch lebende Personen, oder in ihren Verhältnissen noch fortlebende Verstorbene, bei dieser milden

Verfasserin schlechter fahren, als sie es von dem schärfsten Autor gewärtigen könnten. Besonders haben die Frauen einen harten Stand und Frau von Staël, Frau von Humboldt und Andere, die auf die Verfasserin keinen guten Eindruck gemacht, können ihr für die Züge, welche sie zu ihren Bildnissen gibt, nicht eben dankbar sein. Doch diese Frauen betrugen sich wenig zuvorkommend gegen Caroline Pichler, — die Scene, wo Frau von Staël zu ihr aus dem Spiegel spricht, ist wirklich einzig — und die Wiener Schriftstellerin und Wiener Bürgerfrau hat ihre Ansprüche und ihr Selbstbewußtsein trotz jeder Andern. Aber auch Dorothea von Schlegel, ihre gepriesene Freundin, schont sie nicht und stellt sie ohne Noth herben Tadel bloß; überhaupt sagt sie oft mit unbefangener Naivheit, was die absichtlichsste Feindschaft nicht schärfer geben könnte, z. B. wenn sie von Häßlichkeit der Personen spricht, von Weibern, die ihren Männern entlaufen oder doch nicht treu sind.

Doch wir wollen darüber nicht mit der guten Frau rechten! Sie meint es im Ganzen doch sehr gut. Daß sie das Geniale nicht leiden kann, daß ihr das Mittelmäßige, zum Herkömmlichen und Vorgefundenen willig sich Beschränkende, allem Geistesfreien, Schwungvollen, Neugefaltenden vorzuziehen dünkt; daß sie mit der jüngeren Literatur sich nicht mehr befreunden kann, Alles das dürfen wir, die wir bekannt mit ihren Schriften sind, nicht anders erwarten. Auch diese Schriften, obschon höchst ehrenwerth, stehen nicht in der Reihe der genialen Productionen, welche in neuester Zeit so reich hervorgetreten sind; das Talent aber, welches in jenen sich darthut, und die Würde und Kraft, mit der es von der edlen Verfasserin gehandhabt worden, wären manchem genialen Fluge, der sich über sie erhebt, als sichernde Begleitung zu wünschen! —

K.

— Wir haben (in voriger Woche) den Münchenern Unrecht gethan. Ihre Revolution war weder so bedeutungslos, noch so ohnmächtig, als wir glaubten. Einerseits hört man jetzt, wie es dem Volke gelungen ist, die angesehensten Brauhäuser zu stürmen und halb zu demoliren, so daß der Bierpreis am folgenden Tage wieder um den verhängnißvollen $\frac{1}{2}$ Kreuzer sank und König Ludwig selbst ein beruhigendes und ruhiges Schreiben, ohne alle Participien, erließ; anderseits erfahren wir (aus einer Correspondenz in der Deutschen Allgemeinen), daß dem Aufstand wesentlich communistische Ideen zu Grunde lagen. Ja, der Hunger ist ein geborener Revolutionär, ein unbewußter Communist seit ewigen Zeiten. Was, nach des Dichters Worten, die Welt allein zusammenhält, der Hunger und die Liebe, kann sie auch oft aus den Fugen reißen. Bei den Baiern aber ist es lediglich Hunger gewesen, nicht etwa Liebe, — ein ideologisches Ele-

ment, welches nur bei undeutschen, schwindelköpfigen Völkern den Ausschlag zu geben pflegt; — auch nicht etwa Durst, nicht die frivole, die bestiale Leidenschaft des Trinkens; denn das Münchener Volk nährt sich von diesem gediegenen, echt deutschen Trank, wie das Kind von dem Quell der Mutterbrust; das Bier wird dort — gegessen. Diese stillende, nahrhafte Speise ist auch nicht ohne Einfluß auf Geist und Gemüth; sie gibt das kindliche Temperament, den besonnenen Schritt und die gefestigte Haltung. Und dennoch eine Revolution! Dies beweist nur, daß man auch Kinder nicht ungestraft reizen darf, daß man sich hüten soll, das Heiligste anzutasten. Eine traurige Erfahrung ist es allerdings, wie man selbst in so väterlich ängstlich behüteten Ländern vor den Erdbebenstößen der Zeit nicht sicher ist. Gerade dort, wo wenig raisonnirt, noch weniger gelesen und noch viel weniger gedacht wird; wo keine rindviehmörderische Zweckessen und freche Vivats, keine Studentenversammlungen am hellen, lichten Tage, keine subversive Judenjungenjournalistik, keine Pressfreiheitspetitionen, keine Deffentlichkeit-Mündlichkeitsbegierden und gottestlästerliche Philosopheme vorkommen — dort brechen die Symptome der politischen Wasserscheu, des anarchischen Wahnsinns, ja des Communismus aus! — Die Bürgerschaft selbst wird übrigens von der Münchner politischen Zeitung von jedem Verdacht einer Theilnahme an dieser Biergährung freigesprochen: sie hat blos zugeesehen. Auch die Studentenschaft ist belobt worden, weil sie während der Unruhen sich ganz ruhig verhalten. Ein romantischer Zufall fügte es, daß der Hof gerade hohe Gäste hatte. Der Held von Aspern wurde, nachdem die aufruhrtobende Stadt, gleichsam ihm zur Feier, ihr Festspiel improvisirt hatte, nach Regensburg in die Walhalla geleitet, wo ihn ein vom König Ludwig selbst gedichteter „Gardenchor“ als einen der ausgezeichnetsten Deutschen empfing, der einst in Erz und in besser Gesellschaft (hoffentlich neben den meisten jetzt lebenden Bundestagsfürsten) die Ruhmeshalle schmücken werde.

— Laufpässe gab man in frühern Zeiten — wir wissen nicht, ob sie noch üblich sind — solchen Soldaten, die wegen moralischer Untauglichkeit aus dem Dienst entlassen werden mußten. Ein Mensch mit dem Laufpaß war gezwungen, an seinem Geburtsort zu bleiben, wo er unter polizeilicher Aufsicht stand; anderswo war er wie der ewige Jude; nirgends erhielt er bleibenden Aufenthalt. Man sollte es nicht glauben, allein es ist faktisch, daß im freien und einigen Deutschland manchem Studenten ein guter, giltiger und formgerechter Paß ausgestellt wird, der ihm trotzdem dieselben Wohlthaten erwirkt, wie ein Laufpaß dem weggejagten Soldaten, dem notorischen Vagabunden. Wir sprechen aus eigener Anschauung. Es hat z. B. ein Student, ein geborner Preuße, in Berlin die Frechheit gehabt, ein

Vivat! auszurufen, welches ihn in den Verdacht bringt, für Herrn Eichhorn weniger Sympathie zu empfinden, als für Arndt oder Jordan, oder Hoffmann. Er wird aus der Residenz verwiesen. Gut. Er ist vielleicht aus einem Dorfe bei Danzig oder Stettin gebürtig; da er in diesem Dorfe nicht wohl seine Studien oder literarischen Arbeiten fortsetzen kann, so verlangt er einen Paß auf ein Jahr, um in irgend einer andern Stadt des deutschen In- oder Auslandes sich aufzuhalten. Das Papier, welches den Spitzbuben vom ehrlichen Menschen scheiden — soll, wird ihm in aller Form ausgestellt. Was nützt es ihm? Er wird nirgendwo geduldet; in keiner preussischen, in keiner nichtpreussischen Stadt. Warum? weiß der Himmel. Das muß mit sympathetischer Dinte, oder mit dem Wasserzeichen in das Papier seines Passes geschrieben sein. Ein liberales Krähwinkel nach dem andern weist ihn fort, vielleicht nur, um dem großen Krähwinkel, welches den Anfang gemacht hat, nicht nachzustehen. Er läuft förmlich Spießruthen zwischen den verschiedenen polizeilichen, stadträthlichen und bürgermeisterlichen Weisheiten aller der Groß- und Klein-Abderas seines theuern einigen Vaterlandes. Vielleicht haben die erleuchteten Behörden auch nur die Absicht, solche unruhige Köpfe auf die Wanderschaft zu schicken, damit sie ganz Deutschland gründlich kennen lernen und sich von der Thorheit ihrer Hoffnungen überzeugen. Wer seine Pappenheimer nicht kennt, der glaubt es nicht, was für Chinoiserien dabei vorkommen. Ein Student wurde in Breslau in allem Ernst aufgefordert, seine Gesinnung zu ändern. In Halle wurde ein Anderer wegen seiner Ansichten über Herwegh vernommen und man war verdrüsslich, als blos ästhetische Urtheile zum Vorschein kamen: er sollte sich politisch äußern! In einer andern Universitätsstadt wurde einem solchen deutschen Ausländer der gute Rath gegeben, nach Wien zu gehen; dort werde er am ehesten geduldet werden. Und das glauben wir selbst.

— So weit ist es gekommen! Der Buch- und Musikalienhändler Schlesinger kündigt Niccolini's in seinem Verlage nachgedruckten Arnolfo da Brescia mit der gesperrten Bemerkung an: Vom Papste mit dem Interdicte belegt! Und diese Empfehlung ist gewiß höchst wirksam. Möchten sich doch endlich alle Sorten Päpste, weltliche wie unweltliche, an dergleichen eine Lehre nehmen! —

— Messfremde aus Russisch-Polen versicherten, das bekannte Werk Eustine's sei in Rußland so verpönt, daß der Besitz eines Exemplars davon zur Bekanntschaft mit der Knute und zur „Ansiedelung“ in Sibirien führen könne. Und man will noch läugnen, daß Eustine treffende Wahrheiten gesagt hat?! Der flunkernde, witzelnde, echt russisch polirte Cavalier Tolstoi (in seiner Schrift für Rußland) thut freilich,

als könnte Cäcilia dem gemeinsten Russen nicht anders als lächerlich und unsinnig erscheinen. Ja, dem gemeinsten, allerdings! Im Auslande und nach außen thun sie fein, bis zum Anstrich des humansten Liberalismus. Besteht man sie genauer, so merkt man, daß ihre Politur eine Hautsalbe ist aus Pech und Patchouli.

— Herr Ruhl aus Bugbach, welcher durch schätzbare Nachforschungen und Angaben über Jordan, Weidig und andere Revolutionäre gewissermaßen das deutsche Vaterland gerettet hat, behauptet jetzt, von seinen Freunden und Gönnern undankbarer Weise um seinen Lohn verkürzt worden zu sein. Er hat den Freiherrn von Thil und Herrn Stein von Wimpfen deshalb verklagt; er verlangt zwanzigtausend Gulden, während ihm nur viertausend gegeben und auch davon mehrere Hundert vorenthalten wurden. Seine Mittheilungen waren unter Brüdern ihre zwanzigtausend werth. Wir sehen nicht ein, welches Recht man hat, ihn in offiziellen Blättern gleichsam als einen Spion zu desavouiren und verächtlich zu behandeln, nachdem man mit ihm gemeinschaftlich operirt oder wenigstens seine patriotischen Dienste mit Anerkennung aufgenommen und mit Aufmunterung und Werthschätzung gesucht hat.

— Eine preussische Familie ist nach Constantinopel gekommen, um mohamedanisch zu werden. Ein türkischer Offizier, der in Berlin gewesen und mit einer Tochter dieses preussischen Hauses eine redliche Liebschaft angeknüpft, ist Schuld daran. Der preussische Gesandte in Stambul hat sich an die Pforte gewendet, um den Skandal, so heißt es in den Blättern, zu verhindern. Wie parteiisch! Wie, wenn der Türke, als er in Berlin war, protestantisch werden und der türkische Gesandte gegen diesen Skandal hätte protestiren wollen, was hätte man gesagt?!

— Fährlich einmal nimmt Heinrich Heine die Singvögel alle, die Componisten und Virtuosen auf's Korn, die, von Paris aufblühend, sich über Deutschland verbreiten. Er ist oft unbarmherzig bei diesem Vogelschießen, das muß man gestehen, aber daß er trifft, wird Niemand läugnen, der unlängst in der Augsburger Allgemeinen seinen letzten Brief las. Storti nennt er ein geiziges Brechpulver, Berlioz erinnert ihn an antediluvianische Riesenthürme und Ungeheuer, Mendelssohn — gegen den er übrigens für Meyerbeer eifert — erklärt er für einen „ordentlichen modernen Menschen“. Am wahrsten schien uns die Bemerkung, daß der ganzen Zeit die Musik (nicht blos im engeren Wortsinne), wie ein Electromagnetismus, in den Gliedern stecke.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.